

Große Siedlungen in kleinen Städten: Rolle, Bilder und Realitäten

Was kann der Westen vom Osten lernen?

Bei Großwohnsiedlungen denken die meisten zunächst an große Städte wie Berlin, Hamburg oder Köln. Auch in der Forschung findet eine Untersuchung ebendieser Siedlungsform hauptsächlich im Kontext großer Städte statt. Dabei befinden sich – zumindest im Osten Deutschlands – fünfzig Prozent aller großen Siedlungen in kleinen und mittelgroßen Städten. Auch in Weimar ist das Thema von großer Bedeutung, wohnt doch ein Fünftel aller Weimarer in einer der drei Großwohnsiedlungen Weimar Nord, West oder Schöndorf-Waldstadt. Deshalb stand dies auch im Fokus des zweiten Weimarer Stadt-Gesprächs – einer Veranstaltungsreihe der Bauhaus-Universität Weimar in Kooperation mit der Stadt Weimar, unter der Leitung von Frau Prof. Dr.-Ing. Barbara Schönig, Leiterin der Professur Städtebau, und Juniorprofessorin Dr.-Ing. Daniela Zupan vom Lehrstuhl European Cities and Urban Heritage am Institut für Europäische Urbanistik. Ziel der Reihe ist es, durch Kurzvorträge und eine anschließende Podiumsdiskussion mit Gästen aus der Politik, Wirtschaft und Forschung, einen Dialog zwischen Lehrenden und Studierenden der Universität, der Stadt und der Öffentlichkeit über aktuelle Themen der Stadtentwicklung zu fördern. Nachdem es in der ersten Veranstaltung um die Neue Leipzig-Charta ging, stand der zweite Abend unter dem Thema „Große Siedlungen in kleinen Städten – Rolle, Bilder und Realitäten“. Eingeleitet wurde der Abend mit einem Kurzvortrag des Diplom-Soziologen und wissenschaftlichen Mitarbeiters der Professur Städtebau, Carsten Praum, über die drei Großwohnsiedlungen Weimars und darüber, was sich dort seit der Wende verändert hat. Anschließend gab es einen weiteren Input durch Prof. Dr. Johann Jessen, der sich im Rahmen einer Studie des Städtebau-Instituts im Auftrag der Wüstenrot Stiftung mit den Herausforderungen beschäftigt hat, die große Siedlungen in kleinen Städten mit sich bringen. Untersucht wurde dies am Beispiel von acht Siedlungen in Westdeutschland, die sich in ihrer Struktur und Funktionsweise ähneln.

„Die Städte wissen selbst nicht viel über die Wohnsiedlungen“

Während die Wohnungsbestände in den Weimarer Großsiedlungen seit der Wende zum Großteil bereits

erneuert und beispielsweise um ein Ärztezentrum, Senioren- und Mehrgenerationenwohnen, größere Familienwohnungen und Jugendeinrichtungen ergänzt wurden, habe sich – so Jessen – in den westdeutschen Fallbeispielen am Bestand seit Erstbezug der Wohnungen kaum etwas getan hat, abgesehen vom Verschwinden privater Nahversorger aus dem Quartier. Zur Alterung der Bausubstanz hinzu komme eine „Verwaldung“ der Grünflächen und eine veränderte Sozialstruktur, die sich in einer Alterung der Bewohner:innen und einer verringerten Bewohner:innenzahl manifestiere. Die Städte haben sich dieser Probleme bisher nicht angenommen: es gibt weder einen Rahmenplan noch Förderprogramme. Doch wieso handeln die Kommunen so wenig? Jessen sieht den Grund darin, dass es sich bei den Siedlungen im Großen und Ganzen um stabile Strukturen handelt, auftretende Probleme von den Kommunen als handelbar angesehen werden und es zudem an Ressourcen mangelt. Er stellt die These auf, dass die Städte selbst viel zu wenig über die eigenen Wohnsiedlungen wissen und nennt erste Handlungserfordernisse: Neben Barrierefreiheit einen städtebaulichen Rahmenplan und Plattformen, die den Austausch mit und zwischen den Akteur:innen und Bewohner:innen fördern. Jessen beendet seinen Vortrag mit der zum Nachdenken anregenden Frage, was der Westen vom Osten lernen könne.

„Den Blick auf die Platte zu ändern, ist schwierig“

In einem dritten und letzten Inputvortrag durch Prof. Dr. Marcel Helbig vom Leibniz-Institut für Bildungswissenschaften am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Bildung und soziale Ungleichheit wurde das Thema der Sozialstruktur in Großwohnsiedlungen genauer betrachtet, hier allerdings auf ostdeutsche Städte bezogen. Helbig beschäftigt sich u.a. mit der Frage, wie sich Armut in den Städten verteilt. Weimar ist ein Beispiel dafür, wie stark Ungleichverteilung von Armut ausfallen kann. In den hiesigen Großsiedlungen lebt jedes zweite Kind von Hartz-4, während davon in den übrigen Quartieren der kultur- und geschichtsträchtigen Stadt nicht viel zu spüren ist. Auch bezüglich der Bildungschancen scheint es große Unterschiede zu geben. Die Übergangsquote von Grundschulern auf das Gymnasium fällt hier drastisch geringer aus als in anderen Stadtquartieren. Ob diesem Phänomen ein fami-

liäres oder kontextuelles Problem zu Grunde liegt, ist in der Forschung bisher noch nicht geklärt worden. „Den Blick auf die Platte zu ändern, ist schwierig“, so Helbig. Dies läge aber nicht etwa an mangelnder Infrastruktur, sondern an den Schulen und Kitas vor Ort. Familien aus der Mittelschicht wollen dort nicht hinziehen. In der anschließenden Podiumsdiskussion wurde zunächst Doreen Bauer um eine Stellungnahme bezüglich aktueller Herausforderungen in den jeweiligen Siedlungen gebeten. Die Leiterin des Amtes für Familie und Soziales der Stadt Weimar zeichnet das Bild Weimars als eine kontrastreiche Stadt und bestätigt, was in den Inputvorträgen bereits angeklungen ist. Viele Familien leben in prekären Verhältnissen, und zwei Drittel aller, die finanzielle Hilfe beziehen, leben in den Großwohnsiedlungen. Grund dafür sei aber nicht, dass die Kinder und Familien schwieriger geworden seien, sondern dass die Kommunen nicht mehr fähig sind, ausreichend zu unterstützen, so Doreen Bauer. Es müssten die Ressourcen im Bereich der Sozial- und Jugendarbeit erhöht werden, um einer vorherrschenden Entkopplung vom Arbeitsleben und der Selbstverantwortung entgegenzuwirken. Sie erhofft sich dadurch auch, eine Identifikation der Anwohner:innen mit dem eigenen Quartier zu fördern.

„Lernprozess von Ost nach West“

Udo Carstens, Geschäftsführer der Weimarer Wohnstätte GmbH, äußert sich überaus positiv zu den Weimarer Großsiedlungen: Das schlechte Image sei noch von den Großstädten geprägt, in kleineren Städten sähe das zumeist anders aus. Die unmittelbare Nähe zur Natur und Barrierefreiheit, die durch zahlreiche Modernisierungsmaßnahmen in den letzten Jahrzehnten in den meisten örtlichen Großwohnsiedlungen geschaffen wurde, zöge auch Personen an, die sich anderswo den Wohnraum leisten könnten. Dies stellt für Carstens ein großes Qualitätsmerkmal der Siedlungen dar. Alle Handlungserfordernisse, die Jessen für westdeutsche Großsiedlungen aufgeführt hat, seien in Weimar bereits erfüllt. Auf Johann Jessens Vorschlag hin, ob sich in die Weimarer Siedlungen nicht das Thüringische Studierendenwerk einschalten könnte, um die Quartiere, die hier wie vielerorts von Überalterung betroffen sind, zu beleben, gab es geteilte Reaktionen. Die Kritik wurde laut, dass es dadurch zur Verdrängung derjenigen kommen könnte, die auf einen bezahlbaren Wohnraum angewiesen sind. Auf der Gegenseite hieß es jedoch, dass Studierende das Image der Großwohnsiedlungen deutlich verbessern könnten. Nach dem Motto „arm aber sexy“ wie einst in Berlin Prenzlauer Berg, so Carstens, könnte dies den Siedlungen einen neuen Charakter verleihen. Aber genau die Sogfaktoren, die junge Erwachsene anziehen

könnten wie Galerien, Gastronomie und Gewerbe, fehlen in den Quartieren.

Sozialraumorientierung als Lösungsansatz?

Auch wenn der Umgang mit Großsiedlungsstrukturen im Osten fortschrittlicher ist als in Westdeutschland, sind soziale Probleme in allen Siedlungen nicht von der Hand zu weisen. Passend dazu stellte Doreen Bauer das „Fachkonzept der Sozialraumorientierung“ als einen individuelleren Handlungsansatz vor, der es ermöglichen soll, die Sozialstrukturen unterstützend zu verändern. Das Grundprinzip dahinter ist ein ganzheitliches Fachkonzept der sozialen Arbeit, das die Interessen aller Menschen in einem Sozialraum in den Vordergrund stellt. Es soll zum Beispiel dafür sorgen, dass Kinder bei ihren Eltern wohnen bleiben können, um den Kreislauf „Heimkinder erzeugen Heimkinder“ zu durchbrechen. Zudem sollen die Menschen zum Handeln und zu mehr Eigenverantwortung befähigt werden – sie sollen zum Gestalter ihres eigenen Lebens- und Sozialraumes werden. Die nötigen Ressourcen wie Sozialarbeiter:innen, Jugendarbeit, Mehrgenerationenwohnen etc. seien bereits vorhanden, müssten aber besser vernetzt werden. Wie Bauer dem MDR mitteilte, ist die entscheidende Veränderung in der Entwicklung hin zu einer Sozialraumorientierung die Finanzierung: Durch eine Pauschalbezahlung sollen Fachleistungsstunden wegfallen und die Sozialarbeiter:innen entlastet werden, indem ihnen mehr Handlungsräume verschafft werden. Bis die Einführungsphase des Konzeptes abgeschlossen ist, werde es aber noch bis ca. 2024 dauern. Weimar ist die erste ostdeutsche Kommune, die die Sozialraumorientierung einführt und die ambulante Jugendhilfe dahingehend anpasst. Doreen Bauer sieht darin einen vielversprechenden Ansatz. Passende Schlussworte für den Abend fand Prof. Dr. Marcel Helbig. Es sollte viel weniger die Frage danach gestellt werden, wie man räumliche Segregation in den Quartieren bekämpfen, sondern vielmehr, wie man Armut beheben kann.

VON JUDITH CAROLINE PLATTE

Hinweis auf nachfolgende Veranstaltungen der Reihe „Stadt-Gespräche“:

Montag, 14.06.2021 - 18:30 Uhr
„Statt Rand. Modellquartiere zum Wohnen“

Montag, 05.07.2021 - 18:30 Uhr
„Post-Corona?! Eine neue Zukunft für die Innenstädte“